



Kindgeführte Haushalte

Von Kurt Bangert

Als 10-Jährige wurde Claudine 1994 Zeuge der Ermordung ihres Vaters. Drei Jahre später starb ihre Mutter an AIDS. Fortan war sie gezwungen, die Verantwortung für ihre Geschwister zu übernehmen.

„Als die ersten Attacken begannen, haben sich unsere Leute aus Verzweiflung mit ihren traditionellen Waffen zu wehren versucht. Danach kamen bewaffnete Soldaten, um uns zu töten. Wir ließen alles zurück und flohen. Mein Vater, meine Tante und ich in die eine Richtung, meine Mutter und meine übrigen Geschwister in die andere.“ Claudines Erinnerung an jenes schreckliche Ereignis ist ebenso schmerzhaft wie lebendig.

„Wir versteckten uns in einem Loch, das bereits für ein Plumpsklo ausgehoben war. Doch die Soldaten sahen uns und begannen, auf uns zu schießen. Eine Kugel traf meinen Vater ins Auge. Als ich das sah, floh ich aus dem Graben und rannte davon.“

Als Claudine ihrer Mutter davon erzählte, schwor diese, nie mehr in ihr Heimatdorf zurückzukehren, und zog nach Kigali, in die Hauptstadt Ruandas.

„Kurze Zeit danach wurde meine Mutter krank. Zwölf Monate später starb sie an AIDS.“

Von diesem Zeitpunkt an musste Claudine für ihre Geschwister Jean-Claude, 11, Ephraim, 7, und Jedeo, 3, sorgen. Aufgrund der langen Krankheit ihrer Mutter war Claudine auf ihre Aufgabe als Haushaltsvorstand vorbereitet.

„Ich hatte sechs Monate als Haushaltshelfin gearbeitet und dabei genug Geld verdient, um nach dem Tod meiner Mutter mit meinen Geschwistern wieder aufs Land zu ziehen.“

Zurück in der alten Heimat, ging Claudine eines Tages zu der Stelle, an der sie ihren Vater und ihre Tante zurückgelassen hatte. Sie fand die Knochen der Verstorbenen und nahm sie mit nach Hause.

„Ich wollte sie beerdigen, hatte aber kein Geld dafür. So wartete ich von Januar bis April, als ich endlich genug beisammen hatte, um sie rechtmäßig zu bestatten. Ich hatte mich schuldig gefühlt, sie nicht unter die Erde gebracht zu haben, aber jetzt, da sie begraben sind, kann ich beruhigt für meine Brüder sorgen.“

Claudine und ihre Brüder stellen dar, was man einen „kindgeführten Haushalt“ nennt – ein Phänomen, das es eigentlich nicht geben sollte und in Afrika praktisch nie gegeben hat, weil verwaiste Kinder in einer intakten Großfamilie normalerweise von Onkeln, Tanten oder Großeltern aufgenommen und versorgt werden. Inzwischen gibt es aber genug Länder in Afrika, in denen Stammeskriege und Völkermord Ursache sind für die Vertreibung und Zerrüttung von Millionen von



Familien, den tausendfachen Tod von Eltern und die stumme Verzweiflung ungezählter Kinder. Hinzu kommt die HIV/AIDS-Epidemie, die in weiten Teilen Schwarzafrikas bereits das Leben so vieler Väter und Mütter ausgelöscht hat, dass die überlebenden Kinder nirgendwo mehr Unterschlupf finden, sondern für sich selbst sorgen müssen. Sie sind es, die sich nunmehr um den Lebensunterhalt für sich und ihre Geschwister kümmern.

Ruanda ist ein solches Land. Schätzungen zufolge gab es dort nach dem Völkermord rund 60.000 kindgeführte Haushalte. Die große Mehrheit dieser Kinder hat ihre Eltern während des Völkermordes oder in den Flüchtlingswirren in Zaire (jetzt die Demokratische Re-publik Kongo), Tansania oder Burundi verloren. Die meisten Menschen in Ruanda, Kinder wie Erwachsene, sind durch die Ereignisse des Jahres 1994 schwer traumatisiert worden, was sich bei vielen Kindern darin zeigt, dass sie wenig Hoffnung in die Zukunft setzen.

Kinder in kindgeführten Haushalten entbehren Zuneigung, Sicherheit, Geborgenheit und Fürsorge. Sie haben meist niemanden, von dem sie Hilfe erwarten könnten, und besitzen kaum das Nötigste zum Leben. Hinzu kommt, dass sie manchmal von Nachbarn oder Fremden ausgenutzt und ausgebeutet werden und deshalb ihr Vertrauen in die Gesellschaft, die sie eigentlich schützen sollte, verlieren. Kinder, die die Verantwortung für den Haushalt übernehmen, werden so quasi über Nacht erwachsen, weil sie mit der harten Lebenswirklichkeit konfrontiert sind. Obwohl sie kaum selbst zurechtkommen, müssen sie sich auch um das Wohl ihrer jüngeren Geschwister kümmern.

Die Hilfsorganisation World Vision hat einige dieser ruandischen Kinder nach ihren Wünschen befragt. Neben einer materiellen Grundversorgung, so das Ergebnis, erhoffen sie sich vor allem Zuneigung, Liebe und Aufmerksamkeit. Sie wollen geliebt und umsorgt werden. Nestwärme entbehren sie am meisten.

Drei von vier Kindern, die einen Haushalt führen, sind Mädchen. Gerade bei ihnen besteht die Gefahr, sexuell oder materiell ausgebeutet zu werden, weil sie als Mädchen oft keine Besitzrechte haben. Diese Mädchen wünschen sich Schutz, Sicherheit und Garantien für ihr Eigentum. Mädchen, die sexuell missbraucht wurden, beklagen sich darüber, dass niemand für sie einsteht, ihnen zu ihrem Recht verhilft oder die Täter, die sie missbraucht haben, zur Rechenschaft zieht.

Die Gesellschaft in Ruanda hat sich durch den Völkermord enorm verändert. Das soziale Gefüge, das den Kindern vormals Schutz gewährte, ist auseinandergebrochen. Familienstrukturen, die eine kindgerechte Entwicklung ermöglichen sollten, existieren nicht mehr. Die Nachbarn in den Armenvierteln sehen in den verwaisten Mädchen und Jungen eine zusätzliche Last, die ihre eigenen Probleme nur noch verschärft. Die Kinder in kindgeführten Haushalten zählen daher zu den Ärmsten der Armen in Ruanda. Sie leiden an mangelnder Anerkennung und bleiben von der Zuteilung gesellschaftlicher Ressourcen ausgeschlossen.

Kindgeführte Haushalte sind eine traurige Wirklichkeit, werden aber von den meisten Menschen, auch in Ruanda, nur am Rande wahrgenommen. So wundert es nicht, dass es kaum Resonanz auf die Wünsche dieser Kinder gibt. Auch werden die



Mädchen und Jungen nicht in Entscheidungsprozesse eingebunden, die ihr Wohlergehen betreffen. Susan Barber sagt über diese Kinder:

„Obwohl ich etwa 15 Jahre in ländlichen Gegenden Afrikas und des Nahen Ostens gearbeitet hatte, hat mich jene jahrelange Erfahrung nicht auf die Situation der Kinder in Ruanda vorbereitet: Kinder, die nicht mehr lachen können; Waisenkinder, deren Familien während der schrecklichen Ereignisse von 1994 abgeschlachtet wurden; vertriebene Kinder, die in den Wäldern Zaires umherirrten und nach Ruanda zurückkehrten, um ihre Familien aufzuspüren; freudlose Kinder, die vor Aufgaben stehen, für die sie weder alt noch erfahren genug sind; schluchzende Kinder, die mit ihren Eltern wieder vereinigt wurden, deren Tränen der Traurigkeit mit Tränen des Glücks vermischt waren. Das Trauma, das diesen Kindern widerfuhr, kann mein Verstand nicht ermessen. Werden die Erinnerungen und der Schmerz je verblassen?“

Zusätzlich zu seiner noch längst nicht verarbeiteten jüngsten Geschichte droht Ruanda nun die HIV/AIDS-Gefahr. Die Erwachsenen sterben und hinterlassen Kinder, die für sich selbst sorgen müssen.

„Ich weiß von vielen AIDS-Fällen hier“, sagt Concorde.¹⁵ „Es gibt viele, die wegen AIDS zu Waisenkindern wurden; ich selbst kenne zehn Leute, die an AIDS gestorben sind.“

Concordes eigene Eltern starben 1998 an der Viruserkrankung. Seither trägt er die Verantwortung für seine fünf jüngeren Brüder Constantin, Christoph, Console, Cäsar und François. Damals war Concorde 14. Er übernahm die verschiedensten Jobs, um ein bisschen Geld zu verdienen. Er schleppte Einkaufstaschen oder half Nachbarn auf ihren Feldern.

„Wenn ich an einem Tag nichts verdiente, mussten meine Brüder und ich hungrig zu Bett gehen.“

Die Hilfsorganisation World Vision hat Concorde mit Nahrung und Kleidung versorgt, den vier Jüngsten den Schulbesuch ermöglicht und Concorde geholfen, sein Land zu bestellen: Er erhielt Samen, Dünger und fachliche Anleitung. Concorde ist auch Leiter eines Vereins für kindgeführte Haushalte, der ins Leben gerufen wurde, damit sich die verwaisten Kinder gegenseitig unterstützen können. Hier in dem Ort Mudosomwa in der Gikongoro-Provinz im Südosten Ruandas gibt es mindestens 90 kindgeführte Haushalte – ein Ergebnis des Völkermords von 1994, der hier vorherrschenden Armut und nicht zuletzt der HIV/AIDS-Epidemie.

Concorde und seine Freunde aus dem Verein führen regelmäßig Theaterstücke auf, mit denen sie die Menschen über HIV/AIDS aufklären wollen. „AIDS ist überall, kann jederzeit jeden treffen, Jung und Alt. Wir alle müssen wachsam sein.“ Das Theaterstück vermittelt den Zuschauern, dass man sich auf sexuellem Weg, aber auch durch traditionelle Heilmethoden mit dem HI-Virus infizieren kann.

„Diese Lektionen verändern unser Leben. Es ist klar, dass viele Menschen hier an AIDS sterben. Es ist traurige Wirklichkeit“, sagt Concorde, dessen Eltern mit ihm und seinen Geschwistern erstaunlich offen über HIV/AIDS sprachen.



„Sie erzählten uns, dass wir vorsichtig sein müssen. Wir sind alle Jungs, ich habe keine Schwestern. Die Eltern sagten uns, wir würden manches schöne Mädchen sehen, sollten aber warten bis zur Hochzeit und dann zuerst einen Test machen.“

Und wie kommt die Botschaft bei den Dorfbewohnern an? „Die Leute hier wissen um HIV/AIDS, aber ob sie wirklich ihr Verhalten geändert haben, kann niemand genau sagen.“

Bis zum Jahr 2010 wird es voraussichtlich 25 Millionen AIDS-Waisen in Afrika geben, was eine Verdoppelung innerhalb nur eines Jahrzehnts bedeutet. Schon jetzt sind die Gesellschaften, in denen diese Waisenkinder leben, nicht in der Lage, sie aufzufangen. Überlebende Onkel und Tanten haben oft selbst zu viele Kinder, für die sie sorgen müssen. Großeltern sind zu alt und schwach, um wieder die Felder zu bestellen. Der produktive Teil der Bevölkerung stirbt weg, nicht nur die Arbeiter auf den Feldern, sondern auch Lehrer, Ärzte, Krankenschwestern, Fabrikarbeiter. Damit wird die Zukunft afrikanischer Gesellschaften untergraben und zerstört.

Liberata schaut kurz von ihrer Strohmatte auf, die sie gerade flechtet, und zeigt auf die zerfallene Lehmhütte hinter sich.

„Meine Schwestern und ich haben schon immer hier gelebt. Mein Papa hat das Haus gebaut, aber er starb vor zehn Jahren“, sagt sie, ohne mit dem Flechten innezuhalten. „Wir lebten hier mit meiner Mama, bis sie vor fünf Jahren starb. Damals war ich gerade zwölf.“ Sie denkt einen Augenblick nach. „Ich weiß nicht, woran sie gestorben sind. Aber seither kümmere ich mich um meine Schwestern.“ Liberata, jetzt 17, strahlt Stärke und Optimismus aus, aber man spürt, dass dies eher eine Folge harter Lebensumstände ist.

„Es war sehr hart in all den Jahren“, sagt das Mädchen aus Bwisige im Byumba-Distrikt. „Ich war noch ein kleines Kind und musste doch Arbeit suchen, damit wir etwas zu essen hatten.“ Wenn es ganz dick kam, gaben ihr Nachbarn oder Gemeindeglieder der Kirche, die sie besuchten, einige Nahrungsmittel. Andere gaben ihr Kartoffeln oder Sorghum-Saat zum Pflanzen in ihrem Garten.

„Die Ernte war nicht immer so gut, dass wir ausreichend zu essen hatten, und oft musste ich für die Nachbarn eine dreiviertel Stunde entfernt Wasser holen, um ein bisschen Geld zu verdienen.“

Seit die Hilfsorganisation World Vision den kindgeführten Haushalten im Byumba-Distrikt hilft, geht es auch Liberata und ihren Schwestern Uwamurara, 14, und Muhawanema, 11, besser. Sie erhielten Kleider, um sich vor der Kälte des Hochlandes zu schützen, und landwirtschaftliche Geräte, damit die Feld- und Gartenarbeit leichter fällt. Liberata gehört jetzt einer landwirtschaftlichen Kooperative von 15 kindgeführten Haushalten an, die sich gegenseitig helfen, das gemeinsame Land zu bestellen. Jetzt arbeitet Liberata jeden Morgen sechs Stunden im Garten oder auf dem Acker. Den Rest des Tages kümmert sie sich um den Haushalt oder ist mit Mattenflechten beschäftigt. Die beiden anderen helfen beim Kochen oder Wasserholen.

„Und wenn es sonstige Probleme gibt, können wir die Sozialarbeiterin fragen, die meist eine Lösung weiß.“



Liberata und Uwamurara nehmen an einem Kurs teil, um Lesen und Schreiben zu lernen. „Und Muhawanema erhält Lernmaterial für den Schulbesuch.“

„Und das Beste ist: Jetzt soll ich auch noch ein neues Häuschen mit Wellblechdach bekommen, weil die alte Hütte kalt und undicht ist und es immer wieder regnet.“

Liberata hat jetzt guten Grund, optimistisch zu sein und der Zukunft gelassen entgegenzusehen.

„Ich erwarte keine großen Dinge vom Leben. Aber wenn ich hier lebe, wo meine Familie schon immer gelebt hat, dann ist es doch gut, oder? Solange ich nur für meine Schwestern sorgen kann, habe ich keine Probleme.“

(2005)